Nr. 44 | **Leipzig, den 3. November** | **1889**

Ausgabe am Donnerstag
Expedition: Königsstraße 20

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen

Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für die Gebildeten

Abonnementspreis:
Vierteljährlich 1 Mark 50 Pf.

Dritter Jahrgang
(Post-Zeitungskatalog Nr. 1293)

Insertionsgebühr:
Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Inhalt: Fester Grund. Lied von Julius Sturm — Menschenkenntnis: 4. That und Erfolg — Brauchen wir ein „neues Dogma“? 4. Die Reformation (Zweite Hälfte) — Johann Jakob Schütz, der Dichter des Liedes „Sei Lob und Ehr dem höchsten Gut“ 2 — Die dritte Hauptversammlung des Evangelischen Bundes in Eisenach: 4. Schlußwort bei der Grundsteinlegung des Lutherdenkmals in Eisenach am 2. Oktober 1889 vom Geh. Kirchenrat Professor D. Fricke in Leipzig — Verschiednes: Die siebente Resolution der dritten Hauptversammlung des Evangelischen Bundes in Eisenach; Feier von Luthers Geburtstag — Anzeigen

Fester Grund

Ich bin gekommen, ich weiß nicht woher,
Ich werde gehn und weiß nicht wohin,
Doch wo ich sein mag, da ist Er,
Er ist bei mir, wenn bei Ihm ich bin.
Rückert

Ich trat in die Welt mir unbewußt;
Als von Gedanken mein Kopf noch leer,
Lag ich an meiner Mutter Brust —
Ich bin gekommen und weiß nicht woher.

Die Zukunft liegt vor mir verhüllt,
Doch hoff ich, daß ich durch sie gewinn,
Wenn sie vor mir sich einst enthüllt.
Ich werde gehen und weiß nicht wohin.

An Einem halt ich gläubig fest:
Nicht bin ich gekommen von ungefähr
Und weiß, daß Gott mich nicht verläßt;
Wo ich auch sein mag, da ist Er.

So wandr' ich, Grübeln und Sorgen fern
Mit stillem und getrostem Sinn;
Es scheidet mich nichts von meinem Herrn.
Er ist bei mir, wenn bei Ihm ich bin.

Julius Sturm

Menschenkenntnis

4. That und Erfolg

An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen. Matth. 7, 16.

Wie den Baum an seinen Früchten, so erkennt man den Menschen an seinen Thaten. So deutet der gemeine Verstand jenes Herrenwort. Er hat recht, sofern in jeder That gewisse Eigenschaften des Menschen sich offenbaren müssen: Willenskraft oder Willensschwäche, Fleiß oder Trägheit, Ausdauer oder Wankelmut, Klugheit oder Beschränktheit — Eigenschaften, die wahrlich für die Kenntnis unsrer Mitmenschen von nicht zu unterschätzender Bedeutung sind, die aber noch längst nicht den Menschen selbst ausmachen; sie sind nicht die Seele der That; sie laufen mehr oder weniger neben der That her; sie machen sie selbst nicht aus. Die Gesinnung macht alles. Die Absicht, der Zweck heiligt oder entheiligt die That.

Trüge nun jede That den Stempel der Gesinnung, aus der sie geboren ist, frei, unverkennbar und unerläßlich an der Stirn — wie leicht dann, den Menschen an seinen Thaten zu erkennen! Aber das ist nicht immer der Fall. Am ehesten noch bei Thaten von unbedingt verwerflichem Charakter. Oft genügt es uns, einen einzigen schlechten Charakterzug erkannt zu haben, um darin den ganzen Menschen zu kennen. Ich erinnre z. B. an den Geiz, die Wurzel alles Uebels, oder an Züge von Grausamkeit und Gefühllosigkeit. Eine einzige derartige Erfahrung — und wir haben einen tiefen Blick in das Innre des Nächsten gethan; wir werden uns schwerlich entschließen können, ihm unser Vertrauen entgegenzubringen. Dennoch ist der Mensch oft besser als seine Thaten. Diese können ein trüber Nebel sein, der sich vor den Kern legt, der eine bessere Zukunft verheißt. Die Sünder und Zöllner in der Gemeinde unsers Herrn sind des Zeugen.

Weit schwieriger noch wird es, den Menschen an seinen guten Thaten, an seiner Ehrbarkeit vor der Welt erkennen zu wollen. Es giebt nicht nur eine Heuchelei in Worten, sondern auch in Thaten. Innre Verworfenheit deckt sich mit äußrer Wohlanständigkeit; sittliche Verkommenheit mit sittlicher Entrüstung; Selbstsucht bringt oft dieselben Opfer wie Selbstlosigkeit. Der Weg zur Hölle ist nicht nur mit guten Vorsätzen, sondern auch mit guten Werken gepflastert. Und Luther hat nur zu recht, wenn er sagt, daß nicht die guten Werke den guten Mann machen, sondern der gute Mann gute Werke macht, ein Gedanke, den Robertson noch deutlicher so ausdrückt: „Ich beurteile nicht den Mann nach seinen Werken, sondern immer die Werke nach dem Mann.“

Trotz dieser Vorsicht, womit wir die äußre Handlungsweise des Menschen für seine Beurteilung verwerten müssen, wird es doch wahr bleiben, daß die Thaten reden, und wir können und wollen ihre Sprache nicht entbehren, wenn es uns auch nicht immer und untrüglich gelingt, sie richtig zu deuten. Wir fassen ja auch nicht bloß einzelne Thaten ins Auge, die zusammenhangslos neben einander stünden, sondern wir forschen nach dem roten Faden, der durch sie alle hindurchgeht, nach dem Gleichbleibenden in allem Wechsel; und einem geübten Blick wird sich dies Geheimnis bald offenbaren.

Damit sei jedoch nicht gesagt, daß der Herr die Thaten oder die Bewährung im Leben unter jenem Bilde der Früchte gemeint habe. Er sagt jenes Wort bekanntlich als Warnung vor falschen Propheten. Nun ist anzunehmen, daß diese schon aus Klugheitsrücksichten auch in ihrer Lebensführung sich als echt und recht erweisen möchten; ferner dürfte den Jüngern schwerlich eine Belehrung der Art nötig gewesen sein, daß die That mehr gelte als das Wort. Darum bieten denn auch manche Ausleger eine andre Deutung, die jedenfalls die richtige

ist. Sie verstehen unter den Früchten den Erfolg, den Segen oder Unsegen, der von einer Persönlichkeit ausgeht.

Freilich unwahr, weil wider den Geist des Herrn, wird jene Deutung, wenn sich ihrer der parteiische Eifer bemächtigt, wenn herüber und hinüber, von rechts nach links und von links nach rechts der Vorwurf klingt: Ihr seid die falschen Propheten, denn wo sind eure Erfolge? Was habt ihr ausgerichtet? Unter den Früchten versteht man dann den äußern, den Massenerfolg, die Kirchlichkeit, den Eifer für kirchliche Werke. Ich weiß nicht, wie jemand zu solchen Gedanken den Mut finden kann, angesichts der ganzen heiligen Geschichte, bis hin zum vereinsamten Kreuz auf Golgatha, die viel mehr im Mißerfolg das echte Erkennungszeichen für die wahren Propheten uns finden lehrt, als im äußern Erfolg — wie angesichts des Wortes des Herrn, das Matthäus dem unsern fast unmittelbar anreiht und das zu jenem in keinem innern Gegensatz steht: „Es werden viele zu mir sagen an jenem Tage: Herr, Herr, haben wir nicht in deinem Namen geweissagt? Haben wir nicht in deinem Namen Teufel ausgetrieben? Haben wir nicht in deinem Namen viele Thaten gethan? Dann werde ich ihnen bekennen: Ich habe euch noch nie erkannt, weichet alle von mir, ihr Uebelthäter!" Kann der äußere Erfolg, kann eifrige Betriebsamkeit in Jesu Namen stärker in Mißkredit gesetzt werden als durch dieses Wort?

Was meint der Herr unter den Früchten? Er meint den Einfluß, den ein Prophet, ein Prediger auf seine Umgebung, auf seine Gemeinde ausübt. „Die Frucht des Geistes ist Liebe, Freude, Friede, Geduld, Freundlichkeit, Gütigkeit, Glaube, Sanftmut, Keuschheit." Wer diese Frucht wirkt, der ist ein echter Prophet. Nach diesem Maßstabe dürften allerdings die falschen Propheten sowohl auf der kirchlichen Rechten wie auf der Linken zu suchen sein. So wenig der aufklärerische Pfarrer, der mit der Form den Inhalt des Glaubens preisgiebt, der selbst von religiösem Leben nichts kennt und es darum nicht wecken und pflegen kann, schwerlich als rechter Prophet gelten wird, so wenig aber auch der Rechtgläubige, der die Form hütet, ihr aber in handwerksmäßigem Betriebe das Leben, den Geist ausbläst und sie als ein Joch auf der Jünger Hälse legt.

Doch beschränken wir uns auf das Leben des täglichen Verkehrs. Hier gilt es nicht minder: An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen. So wenig man Trauben lesen kann von den Dornen oder Feigen von den Disteln, so wenig kann von einem unlautern Menschen ein segensreicher, beglückender, fördernder Einfluß ausgehen. Lernen mag ich auch vom Schlechten, aber das ist dann nicht seine Frucht, die er mir bringt, sondern ich bin es, der sich eine Frucht schafft. Dagegen, durch wessen Umgang du jene Geistesfrüchte, die der Apostel aufzählt, wachsen fühlst, in wessen Nähe dir wohl wird, durch wessen Beispiel du in deinen Schwächen und Sünden beschämt wirst, der kann nicht unlauter sein, der muß etwas von den Früchten in sich tragen, die er in dir entwickelt, wie auch der Baum die Frucht ihrer Art nach in sich trägt, ehe er sie an sich trägt. Um diesen sichern Weg der Menschenkenntnis zu beschreiten, muß man freilich selber Christ sein. Und davon noch ein letztes Wort.

P D

Brauchen wir ein „neues Dogma"?

4. Die Reformation

(Zweite Hälfte)

Es bleibt noch ein andres zu erwägen übrig. Wir haben bis jetzt auf das Wort geachtet und auf den Glauben. Und das bleibt die Hauptsache. Wer die Bekenntnisschriften der Kirche kennt, der weiß, wie sehr es ihnen die Hauptsache ist und wie nachdrücklich sie dies immer wieder als das Grundverhältnis betonen, daß ein Christ ist, wer das Wort im Glauben aufnimmt. Aber es ist nicht das Ganze. Es steht dies wieder in einem größern Zusammenhange, der sich darum gebildet oder daraus entwickelt hat. Und auch dieser größere Zusammenhang lehrt uns dasselbe, daß wir in der evangelischen Kirche auf eine andre Formulirung der Lehre als die des alten Dogmas

angewiesen sind. Darauf wollen wir jetzt unsre Aufmerksamkeit richten.

Die Reformation stellt in manchen und zwar wichtigsten Beziehungen des Lebens einfach einen Bruch mit der Vergangenheit dar. Das lag nicht in der Absicht ihrer Urheber. Es ist auch nicht sofort mit völliger Deutlichkeit hervorgetreten. Aber allmählich hat es sich durchgesetzt. Und für den rückwärts schauenden Blick kann kein Zweifel darüber bestehn, weder daß es so ist, noch daß es so kommen mußte. Zweierlei will ich nennen, was da vor allem in Betracht kommt.

Zuerst die Gliederung des sozialen Lebens der Christenheit. Die hierarchisch verfaßte Kirche ist im Mittelalter das im Namen des Christentums aufgestellte Ideal gewesen. Es hat, soweit christliche Ueberzeugung vorhanden war, die Gemüter beherrscht; wenigstens die Hauptströmung des christlichen Denkens und Lebens ist damals in diesem Bett geflossen. Das Verhältnis zum Staat mag dabei unbeachtet bleiben; lediglich dies soll betont werden, daß das christliche Denken und Leben der abendländischen Völker im Mittelalter an der hierarchisch verfaßten Kirche seine herrschende Form gehabt hat. Und zwar so, daß die Hierarchie der ausschlaggebende Faktor war. Eben dies ist durch die Reformation in der evangelischen Christenheit anders geworden. Nicht die Hierarchie, sondern das christliche Volk, die christliche Gemeinde gilt uns als der eigentliche Körper der Christenheit. Neben dem geistlichen Stande stehen die andern Stände als wesentliche Ordnungen des christlichen Zusammenlebens auf Erden, die andern Stände, nämlich die Obrigkeit und das Haushalten, wie man früher sagte, Staat und Familie, wie wir heute sagen würden. Und in diesem Sinne haben sich die Dinge in der evangelischen Christenheit überall gestaltet und entwickelt. Aber das ist nicht eine organische Entwicklung des Alten, des Frühern. Das ist ein Bruch mit der Vergangenheit. Das Entscheidende liegt in dem Abthun der Hierarchie. Keine unbefangne Würdigung der Thatsachen kommt um die Erkenntnis herum, daß in dieser Beziehung die Reformation zu einer wesentlich neuen Ordnung der Dinge geführt hat.

Das andre, was genannt werden muß, sind die kirchlichen Ordnungen im engern Sinne, der öffentliche Gottesdienst wie die kirchliche Erziehung und Leitung des einzelnen Christen. Es kommt nach mittelalterlicher und heutiger katholischer Vorstellung nicht vor allem darauf an, daß die Gemeinde sich zu gemeinsamer Erbauung versammle: viel wichtiger ist, daß der Gottesdienst geleistet, die heiligen Handlungen zum Wohl der Christenheit vollzogen werden: davon hängt Segen und Heil für alle ab. Und es genügt nicht, daß die Kirche dem Einzelnen autoritativ die übernatürliche Wahrheit des Christentums mitteilt und daß er sie glaubt, d. h. für wahr hält. Das zwar auch; aber viel wichtiger ist, daß sein Leben je und je durchsetzt werde mit den übernatürlichen Wirkungen, die die Kirche durch den Priester herbeiführt, und daß es durch die Disziplin des Beichtstuhls in kirchlicher Zucht erhalten werde. Wir dagegen wissen nichts von einem Dienste, der Gott geleistet werden müßte, ihm, von dem wir vielmehr alles empfangen und der uns alles in Christo gegeben hat. Und was den Einzelnen betrifft, kennen wir keine andre Aufgabe der Kirche, als die eine, ihn durch Gottes Wort zum Glauben zu erziehn und darin zu erhalten; auch die Sakramente entfalten ihren Segen nur in dem und für den, an welchem diese eigentliche Hauptaufgabe zu lösen gelingt. Aber das ist nun wieder nicht eine organische Entwicklung des Frühern, nicht ein Zusatz zu dem, was vorher war, oder die Aenderung in einem Stück, während es im übrigen beim Alten blieb. Nein, das ist einfach ein Bruch mit der Vergangenheit, ein Neues, das die Reformation ins Leben gerufen hat.

Leicht erhellt, in welchem Punkte die beiden besprochnen Veränderungen zusammenhängen. Das ist die Stellung der Hierarchie in der Kirche. Denn auch was das zweite Stück betrifft, kann man nur so urteilen und handeln, wie die katholische Kirche thut, wenn alles Heil daran hängt, daß es einen übernatürlichen Stand in der Kirche giebt, der mit dem heiligen Dienste betraut die Schätze derselben verwaltet und allem Volke

vermittelt. Ebenso leicht erhellt, weshalb die Reformation diese frühern Ordnungen über den Haufen geworfen hat und über den Haufen werfen mußte. Deshalb, weil sie die Rechtfertigung durch den Glauben allein verkündigte. Denn wenn das feststeht, daß ich gerecht werde vor Gott und des ewigen Lebens versichert allein durch den Glauben an Christum, dann frage ich der Hierarchie nichts mehr nach. Ihre Macht und Bedeutung beruht darauf, daß sie der Annahme nach die Mittel des Heils in Händen hat und dadurch auch über mein Heil verfügt. Sobald diese Annahme aufhört, ist auch die Hierarchie nichts. Sobald der evangelische Glaube Boden gewonnen hatte, wurden die hierarchischen Ordnungen aus den Angeln gehoben und fand die bis dahin herrschende kirchengesetzliche Zucht ein Ende. Es ist ein innerer und notwendiger Zusammenhang, der da obwaltet.

Daß also die Reformation in sehr wesentlichen Beziehungen einen Bruch mit der Vergangenheit herbeigeführt und ein Neues auf den Plan gestellt hat, das ist in der von ihr erneuerten Heilsverkündigung begründet. Hier liegt der schöpferische Ausgangspunkt der ganzen Bewegung, hier, d. h. irgendwie auf dem Gebiete der Lehre. Von einer Lehrverbesserung geht alles aus, was wir der Reformation verdanken. Gerade aber auf dem Gebiete der Lehre soll sie nicht viel Neues gebracht haben, soll es im wesentlichen beim alten Dogma geblieben sein, soll die Reformation nichts sein als ein neuer Zusatz zu einem fertigen Ganzen mit einer leichten Verbesserung in einigen angrenzenden Lehren. Denn so will es die Betrachtungsweise, die heute als die orthodoxe gilt. Sie haben auch eine Theorie daraus gemacht. Sie sagen, jede Periode der Kirche habe ihre Aufgabe am Dogma zu erfüllen gehabt: die alte Kirche habe bestimmte Lehren festgestellt, andre wieder habe die mittelalterliche Kirche entwickelt, wieder andre endlich stammten aus der reformatorischen Bewegung, und so sei allmählich das Ganze der seligmachenden Dogmatik entstanden, bei der müsse es nun sein Bewenden haben — im ganzen wenigstens, denn geringere Abweichungen und Abwandlungen bleiben dabei vorbehalten. Sogar in politischen Zeitungen wird diese Theorie gelegentlich als feststehende Wahrheit vorgetragen. Und jedem, der sie verneint, wird entgegengehalten, er habe keinen Respekt vor der Geschichte und glaube nicht an das Walten des göttlichen Geistes in der Kirche.

Was haben wir denn darauf zu sagen? Wir wollen sagen: Seltsam! Daß ein Bruch mit der Vergangenheit in den wesentlichsten Beziehungen stattgefunden hat, das wird anerkannt; es ist eine Thatsache, die jeder anerkennen muß, und nicht minder das andre, daß der Anstoß dazu von der Lehrverbesserung ausgegangen ist; und dann soll es doch unmöglich sein und eine Versündigung wider Vernunft und Glauben, wenn man annimmt, daß durch die Reformation der Antrieb gegeben sei, auch die Lehre im ganzen zu verbessern und auch auf diesem Gebiete ein relativ Neues zu pflügen? Daß gerade auf dem Gebiete der Lehre zunächst wieder eine Verschmelzung mit der Ueberlieferung stattgefunden hat, das begreifen wir vollkommen. In jenen andern Beziehungen mußte es gar bald praktisch zu einem Entweder-Oder kommen: entweder die Hierarchie oder nicht; und wenn dann im letztern Sinne entschieden werden mußte, so ergab sich der Bruch mit der Vergangenheit von selbst. Anders auf dem Gebiete der Lehre, der Gedanken! Da haften die Gewohnheiten zäher als irgendwo sonst, da ist es bei einiger Geschicklichkeit immer noch möglich, auch Ungleichartiges zu verbinden und Widersprechendes auszugleichen. Also daß es unter dem Druck mannichfaltiger Umstände, die wir hier nicht erörtern können, zunächst so gekommen ist, darüber wundern wir uns nicht. Aber wir vermögen nicht einzusehn, daß und warum es so bleiben muß. Wir werden sagen: die Geschichte hat längst bewiesen, daß jene Verschmelzung auf die Dauer nicht zu bestehen vermochte, und wenn wir auch verstehen, daß die Romantik nach den Tagen des Rationalismus das Heil zunächst in der Erneuerung des Alten suchte, so wissen wir doch, daß sie niemals wieder auf die Dauer lebensfähig machen wird, was die Geschichte einmal als lebensunfähig erwiesen hat.

Und je mehr wir der Sache nachdenken, desto seltsamer wird uns das Ganze. Der Respekt vor dem geschichtlich Gewordnen und der Glaube an das Walten des göttlichen Geistes in der Kirche soll uns, so sagt man, das alte Dogma in Schutz zu nehmen und für dasselbe einzutreten bewegen? Wahrlich! beides liegt uns nicht fern! Es kann wohl kaum jemanden geben, der die Bedeutung des geschichtlichen Werdens im geistigen Leben höher anschlägt als wir. Auch sind wir schon hart darüber angelassen worden, daß wir die Lehre führen, in der Geschichte zuerst und nicht vor allem in der Natur sei der Schauplatz der göttlichen Offenbarung zu suchen. Also wirklich, beides geht uns nicht ab. Aber wir finden, daß gerade die Vertreter der oben beschriebnen Ansicht eine seltsame Vorstellung von der Geschichte haben, und daß es um ihren Glauben an Gottes Walten in seiner Kirche auf Erden eine lahme Sache ist.

Oder wie? müssen sie nicht annehmen, daß die geschichtliche Entwicklung durch die Jahrhunderte und Jahrtausende hindurch ein ungleichmäßiges und zertrenntes Ding ist? Auf dem einen Gebiete zeitigt sie reine Resultate, die für immer zu gelten haben, die Lehren, die Dogmen, für die sie eintreten — und auf dem andern Gebiete, das aufs engste mit jenem zusammenhängt, in den sozialen Ordnungen und kirchlichen Lebensformen gestalten sich gleichzeitig die Dinge so, daß nur ein Bruch mit der Vergangenheit aus dem Irrtum befreit? Und das heißt man: Respekt vor der Geschichte haben? Ich sage: Nein, sondern es ist einfach unvernünftig. Ich stelle die Behauptung entgegen — denn das lehrt mich die Geschichte —, daß die großen Formen des menschlichen Denkens und Lebens, deren Herrschaft durch die Jahrhunderte geht, ein Einheitliches, ein Ganzes sind, indem sich die einzelnen Glieder innerlich bedingen und entsprechen. Gewiß, Fluß und Bewegung ist immer vorhanden. Das schließt zu Zeiten eine Ungleichmäßigkeit der Entwicklung ein. Das eine oder das andre Gebiet steht im Vordergrunde des Interesses, und was auf ihm geschieht, hat leitende Bedeutung, es zieht erst allmählich die Konsequenzen auf den andern Gebieten. Aber das hebt nicht auf, daß der Einklang im großen und ganzen immer wieder hergestellt wird. Es hebt nicht auf, daß in den großen dauernden Formen der Lebensgestaltung ein solcher Einklang stattfindet. Und das katholische Christentum ist eine derartige in sich selbst übereinstimmende geschichtliche Lebensform. Das alte Dogma ist im Zusammenhange derselben entstanden und erweist sich als ein wesentliches Glied daran. Haben wir in der Reformation mit dieser Form des Christentums in den wesentlichsten Beziehungen gebrochen, so folgt: wir werden in der evangelischen Kirche auf die Dauer auch nicht bei dem katholischen Dogma bleiben können. Vielmehr: wir brauchen ein „neues Dogma." Nämlich eben ein Dogma, das in derselben Weise ein wesentliches Glied am evangelischen Christentum ist. Das ist es, was mich die Geschichte lehrt.

Und dann das andre: der Glaube an das Walten des Geistes Gottes in seiner Kirche auf Erden! Noch seltsamer erscheint es mir, daß ihr euch hierauf beruft. Oder meint ihr wirklich, daß diese göttliche Leitung sich auf die Lehre beschränkt und diese wenigstens nicht ernstlich beschädigen läßt, im übrigen aber der menschlichen Sünde und dem Irrtum freien Spielraum läßt? Was wollt ihr denn den Katholiken antworten, wenn sie euch den Bruch mit der Vergangenheit vorhalten, der in der Reformation geschah, und wenn sie euch sagen, ihr hättet dem zustimmend mit jedem Glauben an die göttliche Regierung in der Kirche gebrochen? Ich weiß es: ihr so wenig wie ich kennt ein Paktiren mit Rom; die Hierarchie ist euch wie mir ein nicht wiederherzustellender Irrtum der Vergangenheit; die Gerechtigkeit vor Gott durch den Glauben allein und die daraus erwachsende Freiheit des Christenmenschen sind auch euch das teuerste Kleinod euers Glaubens und Lebens. Aber wenn denn, so bleibt doch nicht, wenn auch nur rein theoretisch, mit dem einen Fuße in der katholischen Geschichtsbetrachtung stecken. Faßt das Ganze ins Auge, nicht bloß die Lehre, und sagt mit mir: Gottes Geist hat die Entwicklung in der Kirche so geleitet, daß das Christentum sich in großen auf einander folgenden Stufen ausprägte, und das evangelische Christentum ist die höchste unter diesen Stufen, wie es denn wieder mit dem geschichtlichen

Sinne des ursprünglichen Evangeliums zusammentrifft. Die ganze Geschichte der Kirche ist unsre Vergangenheit, in keiner Zeit hat es an der göttlichen Leitung in der Kirche gefehlt. Aber es steht nicht so, daß die Erzeugnisse der einen Periode unverändert und auf die Dauer könnten in die andre herübergenommen werden. Auch von den Dogmen gilt es nicht. Darum, was uns die Geschichte lehrt und wozu uns der Glaube an Gottes gnädige Vorsehung in der Kirche anleitet, das lautet nicht: das alte Dogma ist unantastbar; — es lautet vielmehr: wir brauchen ein „neues Dogma."

Eben deshalb nämlich, weil auch das evangelische Christentum ein Ganzes ist in seiner Art. Eben deshalb, weil der Bruch mit der Vergangenheit, aus dem es erwachsen ist, notwendig seine Konsequenzen auf dem Gebiete der Lehre zieht. Es ist ja nicht eine Fiktion, daß da ein innrer Zusammenhang stattfindet und stattfinden muß. Es ist das vielmehr eine Wirklichkeit, die wir tagtäglich erleben. Wir haben weder Messe noch Beichtstuhl. Wir haben statt dessen das Wort und den Glauben, d. h. wir haben den lebendig gegenwärtigen Christus, unsern Hohepriester und König, in dem und aus dessen Kraft wir leben, wir haben das in Gottes Wort festgewordne Gewissen, eine Quelle und Gewähr der unerschrocknen Freiheit, die dem Christen ziemt. So gehen wir unsern Weg, so treiben wir unser Werk und dienen Gott durch freudige Berufserfüllung, nicht durch Messelaufen und Ablaßwallfahrten. Wir reden mit ihm, der uns immer gegenwärtig ist; wir beten zu ihm mitten unter den Menschen, darum begehren wir nichts von diesen, weil wir in Gott alles haben, und kennen doch nichts Besseres, als allen in Liebe zu dienen; darum sind wir geschickt, täglich das Fleisch zu kreuzigen und das widerwärtige Wesen zu überwinden, das immer noch im natürlichen Herzen wohnt. Ja aber — wenn denn, so müssen wir eine Wahrheit haben, die uns trägt, aus der wir leben, durch die wir sind, was wir sind. Das katholische Dogma taugt uns nicht dazu. Es ist gar nicht für diesen Zweck gedacht oder gemacht. Was wir brauchen, ist eine Lehre, ein Dogma, welches das Mittel ist, unsern Glauben mit Christo in Beziehung zu setzen und zu erhalten, nicht Professorenweisheit, nicht hohe Spekulationen für Stunden der Muße und des Nachdenkens, sondern eine Zusammenfassung der uns geschenkten Wahrheit in ihrer Beziehung zum Glauben, in ihrer Richtung auf den Glauben. Und deshalb sagen wir: ganz einerlei, wie sich der Einzelne zum alten Dogma stellen mag, ob die darin geübte Spekulation ihm wertvoll erscheint oder nicht — wir brauchen jedenfalls in der evangelischen Kirche ein unserm Glauben entsprechendes Dogma. D. h. wir brauchen in der Kirche der Reformation ein „neues Dogma."

Auch die Geschichte unsrer Kirche und des Dogmas in ihr predigt uns dasselbe — es wurde vorhin schon flüchtig berührt. Unsre Kirche hat den Versuch gemacht, ob sie mit dem alten Dogma auskomme oder nicht. Die Probe hat Jahrhunderte gedauert. Sie ist aber gescheitert. Die Entwicklung hat dahin geführt, daß das alte Dogma abgestoßen wurde und im Rationalismus einige wenige Fundamentalsätze des christlichen Glaubens als „vernünftiges Christentum" in Ansehn blieben. Dann kam die Gegenwirkung der Romantik. Die Erneuerung des Glaubens der Väter hat unter deren Zeichen auch zur Erneuerung des alten Dogmas geführt. Aber es hat nicht Stich gehalten. Kaum war man der endlichen und vollen Versöhnung von Glaube und Wissen froh geworden, als die Katastrophe eintrat. Strauß vor allem, dessen Name noch heute in aller Munde ist, hat sie herbeigeführt. Es ist darin unzweideutig klar geworden, daß wir das Schicksal des reinen evangelischen Glaubens, den uns Luther erneuerte, von dem des alten Dogmas trennen müssen. Dazu aber eben brauchen wir ein „neues Dogma," sonst zerfließt der Glaube und verliert sich in jenen unklaren Idealismus, der sich undogmatisches Christentum nennt.

Fürwahr, wir halten ihn fest, den Glauben der Väter, wir stehn mit beiden Füßen auf dem Grunde, den Gott gelegt hat, auf dem Worte von Christo, auf der heiligen Schrift, die von ihm zeugt, wir wollen nichts preisgeben, auch nicht ein

Titelchen von der Wahrheit, die dem Glauben geschenkt ist und die da selig macht. Aber nicht trotz alledem, sondern gerade deswegen sagen wir: die evangelische Kirche braucht ein „neues Dogma." Fürwahr, wir halten die Augen offen, wir suchen die ganze Geschichte zu überblicken und aus ihr zu lernen, wir glauben es fest, daß Gottes Geist darin waltet, und daß er uns darin wirklich etwas sagen und lehren will. Aber nicht trotzdem, sondern gerade deswegen sagen wir: unsre evangelische Kirche braucht ein „neues Dogma." J K

Johann Jakob Schütz

Der Dichter des Liedes „Sei Lob und Ehr dem höchsten Gut"

2

Diese Schrift*) enthält außer andern Beigaben (Gebete, andächtige Seufzer, Spiegel eines wahrhaft bekehrten Christen) noch fünf Lieder. Das bekannteste derselben ist das Lied „Sei Lob und Ehr dem höchsten Gut!" Dieses hat ein seltsames Geschick gehabt. Es wurde nämlich der Name des Verfassers sehr bald außerhalb Frankfurts, wie es scheint, selbst in Frankfurt, vergessen. Man riet auf manche Namen aus der Umgebung Speners oder aus dem Kreise seiner Geistesverwandten, so auf Heinrich Müller, auf Johann Kaspar Schade, auf August Hermann Franke, auf den Rechtsgelehrten Ahasverus Fritsch, also auf durchweg bedeutende Persönlichkeiten. Daneben aber lief eine andersartige Ueberliefrung, nämlich daß das Gedicht aus dem ketzerischen Kreise der Sozinianer herrühre und den berühmten Hugo Grotius zum Verfasser habe. Die Entwicklung dieser letztern Ueberliefrung ist charakteristisch für die Entstehung derartiger Gerüchte überhaupt. Schütz hatte, wie wir bald sehen werden, wegen seiner starken Betonung der Heiligung sich schon bei Lebzeiten den billigen und doch unbilligen Vorwurf zugezogen, daß er den Sozinianern zugethan sei, weil diese die Bedeutung des Versöhnungstodes Jesu für die Erlösung herabsetzten und dagegen auf das eigne sittliche Handeln vor allem Gewicht legten; und da sich die Erinnrung an diesen Verdacht hie und da erhielt, so weigerten sich etliche sächsische Theologen, das schöne Lied singen zu lassen, obwohl es rasch in viele Gesangbücher Aufnahme gefunden hatte. Bald nannte man schon einen bestimmten Namen aus dem Kreise jener Sekte, und endlich wurden die Spuren der Irrlehre gefunden. Da die Sozinianer nämlich auch die Lehre von der Dreieinigkeit bekämpften, so erblickte man in den Worten des achten Verses (Vers 7 im Frankfurter Gesangbuch): „Die falschen Götzen macht zu Spott, der Herr ist Gott, der Herr ist Gott", eine absichtliche Bestreitung der Gottheit Christi, worauf gewiß kein unbefangner Leser jemals verfallen wäre. Ein Frankfurter Senior, Dr. Plitt, war in der Lage, endlich (1771) den wahren Verfasser zu nennen, indem er durch seinen ältesten Kollegen, den Pfarrer Johann Georg Schmidt, erfuhr, daß dessen Schwiegervater Fester, ein persönlicher Bekannter von Schütz, diesen als den Dichter des Liedes bezeichnet hatte, eine Angabe, welche die damals noch lebende Tochter von Schütz bestätigte.**) Immerhin könnte man noch über die Urheberschaft streiten; aber wer das Gedenkbüchlein liest, der wird an der Richtigkeit der Mitteilung nicht zweifeln, da in ihm die Gedanken, die das Lied durchziehen, überall wiederkehren (besonders S. 84—88). Aus welchem Anlaß der Gesang entstanden, ist unbekannt; wahrscheinlich bezieht es sich auf eine Errettung aus Krankheit, da Schütz andres Hauskreuz, Nahrungssorgen, Kriegsbedrängnis oder dergleichen nicht erfahren hat. Mit Recht wurde das Lied bald sehr beliebt, wofür auch eine von Petersen verfaßte Uebersetzung in die lateinische Sprache zum Beweise dient.***) Für den Segen, den es gestiftet, zeugen eine Menge lieblicher Erzählungen, die Koch in

*) Christliches Gedenkbüchlein u. s. w. (1675).

**) Vgl. Nova Acta Hist. Ecc. Band X, S. 544, sowie einen Aufsatz von Heyden in den Mitteilungen des Frankfurter Altertumsvereins 1861, S. 251 f.

***) Der Anfang ist übrigens fast gleichlautend mit dem Anfang des dreizehnten Verses von: „Es ist das Heil uns kommen her," der mit dem vierzehnten zusammen oft als eignes Schlußlied erscheint — sowie mit dem (später entstandnen) fünften Verse von: „Nun lob, mein Seel, den Herrn."

seiner Geschichte des Kirchenliedes gesammelt hat; unter anderm hat auch der Frankfurter Senior Fresenius auf seinem Sterbebette an dem fünften Verse sich erquickt.

Was die andern vier Lieder angeht, so hat man schon angenommen (Ebeling a. a. O.), daß sie gleichfalls von Schütz herrühren, wiewohl zum Teil andre Verfasser genannt werden. Aber wenn auch das Gegenteil nicht zu beweisen ist, so ist doch das Wahrscheinlichste, daß sie aus dem Kreise seiner Geistesverwandten stammen und er dem eignen Gedicht aus Bescheidenheit die letzte Stelle angewiesen hat. Jedenfalls haben die übrigen Gesänge lange nicht den gleichen Wert; nur der zweite: „Was mich auf dieser Welt betrübt“ hat einige Verbreitung gefunden.

Der Zug zur Absondrung steigerte sich leider bei Schütz immer mehr, obwohl Spener bereits anfing, den Freund ernstlich zu warnen. Denn Spener selbst hat — darüber kann kein Zweifel bestehn — niemals die Trennung von der Kirche gewollt oder auch nur gutgeheißen. Immerhin ließ er es oft an der nötigen Entschiedenheit gegen sonstige Gesinnungsgenossen und besonders an der wünschenswerten Klarheit in der Ablehnung schwärmerischer Ansichten fehlen. Darin aber wird man ihm vom Standpunkt einer duldsamern Zeit nur beipflichten können, daß er Polizeimaßregeln gegen solche Irrende oder Schwärmer mißbilligte. Noch im Jahre 1695 erklärte er (Letzte Bed. S. 742) daß er es sich nicht reuen lasse, und daß christliche Personen, die es mit Schütz gehalten und nun von Gott gnädig zurückgezogen seien, in einem Schreiben an ihn Gott gedankt hätten, der ihn damals nach seiner Weisheit mit Geduld ausgerüstet, daß, ob sie ihn schon selbst gereizt hätten, sich gegen ihn zu setzen, er doch alles getragen und nicht ausgebrochen sei.

Einen Anlaß zur Warnung gab Spener die Absicht des Freundes, eine zweite Erbauungsschrift herauszugeben, nämlich die 1677 bei Zunner in Frankfurt erschienenen Christlichen Lebensregeln oder vielmehr auserlesene Sprüche aus dem Neuen Testamente, deren buchstäblicher Inhalt ohne ferneres Verkünsteln den gewissen Weg zu dem einigen höchsten Gut und das rechte Wesen der Tugenden einfältig, doch gründlich zeiget. Spener hatte zwei Kapitel des Büchleins eingesehen und erklärte nun, daß er vieles mit Vergnügen gelesen, aber auch etliches angetroffen habe, dessen Veröffentlichung Schaden bringen könnte (Theol. Bed. III, S. 120). So scheint es ihm bedenklich, daß Schütz an einigen Stellen von Luthers Uebersetzung abweiche, besonders aber daß er das griechische Wort für „Rechtfertigung“ mit „Rechtschaffenheit“, und „rechtfertigen“ mit „rechtschaffen machen“ wiedergebe, wodurch der Hauptartikel, der als das Herz des Christentums unverletzt bleiben sollte, in Zweifel gezogen werde. Er weist auf die Gefahr hin, daß um deswillen nicht nur gegen den Verfasser, sondern auch gegen ihn selbst und seine Kollegien der Vorwurf des Sozinianismus erhoben werden könnte. Noch einmal gelang es ihm, Schütz zur Nachgiebigkeit zu bewegen; denn in den Auszügen aus dem Neuen Testament, die das Büchlein in seinen einundsechzig Kapiteln darbietet, ist Luthers Uebersetzung beibehalten. Jedoch fehlt es nicht an Zeugnissen für seine tiefgehende Verstimmung.

In der vorausgehenden Anleitung, die sich an alle heiligen und auserwählten Kinder Gottes, seine wertesten, obwohl dem Fleisch nach meistens unbekannten Brüder und Schwestern wendet, klagt er über die Verfolgung und Beschimpfung der Kinder Gottes durch die Welt; und in der beigefügten „notwendigen Warnung“ weist er darauf hin, daß die enge Pforte der Mehrzahl selbst der Lehrer unbekannt sei. Auf die Warnung Speners nimmt er insofern Bezug, als er sagt, daß die ernstliche Nachfolge Christi unter dem verhaßten Namen einer betrüglichen Werkheiligkeit, einer päpstlichen Heuchelei, eines sozinischen Greuels verdammt werde. Von einer Aendrung, die er vorgenommen habe, erwähnt er zwar nichts; doch teilt er mit, daß er das ursprünglich etwas weitläufige Werklein habe etwas einziehen müssen, weil es im Druck etwas zu dick geworden sei.

Bereits hatte Schütz vor Erscheinen dieser zweiten Schrift den entscheidenden Schritt gethan, der ihn dem Senior der lutherischen Gemeinde allmählich ganz entfremden mußte: er hielt sich nämlich seit 1676 von dem heiligen Abendmahl zurück, weil er es nicht mit Unwürdigen genießen wollte. Eine kleine Zurechtweisung, die ihm seitens eines Küsters in der Katharinenkirche zu teil wurde, weil er der kirchlichen Ordnung entgegen bei der Kommunion sofort nach dem Genusse des Brotes den Kelch empfangen wollte, hatte ihm den äußern Anlaß zur Enthaltung geboten; er erklärte, daß er nicht auf eine so theatralische Weise kommuniziren wollte. So mußte Spener sehen, wie unter seinen Augen das hohe Ideal von einem „Kirchlein in der Kirche,“ das ihm in seinen frommen Wünschen vorschwebte, an der menschlichen Schwachheit seiner eignen Anhänger scheiterte. Er konnte sich wohl die Frage vorlegen, ob überhaupt die Durchführung des Gedankens ohne anderweitige Schädigung des kirchlichen Lebens möglich sei. Doch war er immer noch weit entfernt, sich von Schütz und dessen Gesinnungsgenossen zurückzuziehen. In dem Handschreiben an einen christeifrigen ausländischen Theologen vom 19. Oktober 1677 bestreitet er kurzer Hand alle ungünstigen Gerüchte, die über die Mitglieder seiner Privatversammlung sich verbreitet hätten, insbesondre auch, daß in liebloser Weise gerichtet werde, und daß seine Anhänger großes Rühmen aus sich machten. Am 23. Oktober 1677 klagt er zwar, daß Schütz seit einem Jahre und länger sich der kirchlichen Kommunion enthalte und dadurch ein schädliches Aergernis sich erhebe, aber er fügt doch hinzu, daß er von diesem frommen Freunde sehr erbaut worden sei.

Den Sammelpunkt der Unzufriednen bildete der ehrwürdige Saalhof am Main, der noch eine Kapelle aus der mittelalterlichen Zeit in sich schloß.*) Hier wohnte die mehrerwähnte Merlau, die die Seele dieses Kreises bildete. Teils kamen sonntags nach der Kirche etliche Studiosen zu ihr, sich über die Predigt zu unterreden, teils fanden sich einige Freunde bei ihr in andern Stunden zu erbaulichen Gesprächen zusammen; ferner hielt sie eine Art Schule, indem sie einer Anzahl Mädchen, darunter zwei Töchtern von Spener, Sprüche aus der Schrift aufgab und sie zum Beten anhielt, auch im Griechischen zu unterweisen anfing.

Zu diesem Kreise gehört Dr. Christoph Fenda (auch Venta genannt). Ueber sein Leben findet sich Genaueres in den Aufzeichnungen des Arztes Senckenberg, der merkwürdigerweise zuerst mit einer Enkelin von Fenda, sodann mit einer Enkelin von Schütz vermählt war, also mit diesen beiden Männern verwandt war.**) Fenda war am 22. Oktober 1651 zu Oettersdorf im Vogtlande geboren, wo die Eltern in dürftigen Verhältnissen lebten. Nach einem ausschweifenden Leben in der Jugend kam er 1676 nach Frankfurt und arbeitete daselbst in der Schreibstube von Schütz. Durch den Umgang dieses Mannes, von dem er bekannte, daß er desgleichen sein Lebtag an Erkenntnis und Pietät nicht gesehen, wurde er zu einer andern Auffassung des Lebens geführt. Nach einer Beichte in Sachsenhausen übergab er dem Geistlichen ein ausführliches Bekenntnis seiner Sünden. Anfangs verzweifelte er schier über seine Schuld; als aber Schütz ihm riet, die alten Sünden in die Tiefe des Meeres zu werfen und in der Heiligung fortzugehn, kam er zu so inniger Freude, daß er exultirte und deshalb von den Hausgenossen als irrsinnig angesehen wurde. Um sich selbst zu demütigen, soll er sodann ein Weib aus niedrigem Stande genommen haben. Dr. Schütz führte ihn in die Kollegien von Spener ein, wo er bald eine hervorragende Rolle spielte; doch legte er mehr Gewicht auf das separatistische Konventikel im Saalhof. Allmählich wurde er Notar und Agent mehrerer Stände, war übrigens kein ganz lauterer Charakter und huldigte später in Bezug auf die Trinität, die Person Christi und die Sakramente Ansichten, die viel Aufsehen erregten.

Von Interesse sind die Beziehungen der „Saalhofpietisten“ zu der neugegründeten Sekte der Quäker, doppelt interessant, weil sie mit der ersten deutschen Einwandrung in

*) Er gehörte einer Gewerbschaft, bis ihn 1697 die Gebrüder Bernus kauften.

**) Die Originale befinden sich im Senckenbergschen Archiv; Auszüge hat Dr. Kriegk in seinem Buche: Die Brüder Senckenberg (Frankfurt, Sauerländer, 1869) geliefert.

Amerika innig zusammenhängen.*) William Penn, ein Freund von Fox, dem Stifter dieser Sekte, war im Jahre 1677 zum zweitenmale nach Deutschland gekommen, um Gesinnungsgenossen zur Ansiedlung in der neuen Welt zu veranlassen. Nach seiner eignen Aufzeichnung kam er am 26. August nach Frankfurt. Im Hause von Jakob Van de Walle fanden mehrere Zusammenkünfte statt, bei denen besonders Fräulein von Merlau sich durch Penns Beredsamkeit begeistern ließ, sodaß sie ihn zu einer Ansprache in ihrem Konventikel veranlaßte. Am 28. August war er bei einem abermaligen Besuch in Frankfurt wieder bei einer Abendversammlung im Saalhof und hielt am nächsten Morgen eine stille Versammlung (silent meeting) nach Quäkersitte daselbst ab. Noch kam es damals nicht zu einem bestimmten Entschlusse bezüglich der Ansiedlung in Amerika, aber die angeknüpften Beziehungen wurden später fortgesetzt. Begreiflich ist es, daß nun Schütz von manchen Seiten als Quäker angesehn wurde, während er für die Bestrebungen Penns wohl wesentlich im Interesse der Wahrung der freien religiösen Ueberzeugung eingenommen war, ohne dessen Ansichten völlig zu teilen.

Spener war schon damals nicht mehr die eigentliche Vertrauensperson in diesem Kreise. Er deutet selbst einmal Fenda in einem Briefe von Dresden aus an, daß man ihm nicht mit Offenheit begegnete, sondern die fremden Meinungen vor ihm verbarg. Es tritt uns hier ein Zug entgegen, dem man bei Separatisten und Sektirern nicht selten begegnet, daß trotz peinlicher Gewissenhaftigkeit bezüglich des gesprochnen Wortes eine gewisse Unaufrichtigkeit und Verstellungskunst im Verkehr mit Andersgesinnten sich geltend macht, und auch der sonst so sittenstrenge Schütz ist davon nicht freizusprechen. In der Stadt erhob sich allmählich eine große Erregung über jene Absondrung. Pasquille wurden verbreitet, in denen die Merlau beschuldigt wurde, selbst zu predigen. Auch anderwärts wurde man auf die Privatversammlungen aufmerksam. Dr. Schütz hatte im Sommer 1677 zu Schwalbach, woselbst Speners Schwager Horb Privaterbauungen abhielt, mit einem Professor Hanneken aus Gießen, bei dem ehedem Dr. Petersen zu Tisch gewesen war, einen heftigen Streit, wobei auch der übrigens vorsichtige Mann sich etwas vergessen hat. Die Folge war, daß nun jener Gießener Dozent gegen den ganzen Spenerschen Kreis sich wandte. Sein Landesherr, der Landgraf Ludwig von Hessen-Darmstadt, der besonders von Hannekens Oheim, dem Hofprediger Menzer, beeinflußt wurde, führte nun am 1. Februar 1678 Beschwerde bei dem Rat, daß in Frankfurt verdächtige Bücher in Religionssachen verbreitet würden. Der Magistrat, der Spener ungünstig gesinnt war, befahl darauf am 21. Februar der Merlau kurzer Hand, „ihren Stab weiter zu setzen." Doch gelang es den Bemühungen von Schütz, den Ausweisungsbefehl zu hintertreiben und ihr eine Frist bis Ostern zu verschaffen, worauf man sie jedoch ruhig gewähren ließ. Spener tadelte das Vorgehen des Rates als ein großes Versehen, er war der Meinung, solche Krankheiten würden durch Zeit und Geduld eher kurirt, als durch scharfe Mittel. Auch wegen der Frau Baur von Eyßeneck wurde damals im Predigerministerium verhandelt (17. April 1678). Ueber die christlichen Lebensregeln von Schütz gaben die Geistlichen das Urteil ab (22. Mai 1678), daß keine sozinianischen Lehren darin angetroffen würden, obgleich einige Redensarten darin seien, daran sich etliche von den Herrn Kollegis gestoßen und gern geändert sehen möchten — während dagegen über die Schriften von Böhme, Hohburg u. a. eine entschieden ungünstige Erklärung abgegeben wurde. In ähnlichem Sinne verteidigte Spener damals Schütz gegen den Straßburger Bebel in Bezug auf den Sozinianismus, indem er bemerkte, daß ein Jurist nicht an die Schulausdrücke der Theologen gewöhnt sei (Letzte Bed. III, 252). Als man im Sommer von den lutherischen Geistlichen einen Bericht über die Privat-Kollegien einforderte, wurde am 16. Juni unter dem Einflusse Speners, mit dem sie treulich Hand in Hand gingen, in wesentlich freundschaftlichem Sinn entschieden, und die Sache war damit einstweilen beigelegt.

Man würde indessen seitens des Rates nicht so nachsichtig mit Schütz verfahren sein, wenn nicht das Gerücht sich verbreitet hätte, daß dieser entschlossene Mann nebst seinem Anhang nach der neuen Welt übersiedeln wolle, was man im Interesse der städtischen Finanzen zu vermeiden bestrebt war. D-Fr

**) Vgl. hier besonders die Festschrift von Seidensticker: Die erste deutsche Einwandrung in Amerika (Philadelphia, 1883).

Die dritte Hauptversammlung des Evangelischen Bundes in Eisenach

4. Schlußwort bei der Grundsteinlegung des Lutherdenkmals in Eisenach am 2. Oktober 1889

vom Geh. Kirchenrat Professor D. Fricke aus Leipzig

Durchlauchtigster Erbgroßherzog!
Verehrte Festgenossen!

Ein Schlußwort soll ich noch sprechen nach den schönen Worten, die von den zunächst Berufnen hier schon gesprochen worden sind.

Es möchte nicht ganz leicht sein, die Legitimation beizubringen, weshalb gerade mich, den Fremden, das verehrte Komitee mit dem Wunsche dieses Schlußwortes hat beehren wollen. Das Herz des ganzen evangelischen Deutschlands, und nicht bloß dieses, ist ja Ein großes Lutherherz. Dem einfachsten Manne unter uns würde es leicht sein, in seiner Weise seinen Jubelgruß zu bringen dem größten deutschen Manne, ja, gemessen an der geistigen Wirkung, vielleicht dem größten Manne der Weltgeschichte überhaupt seit dem Apostel Paulus. Wie niemand von den Gegnern der evangelischen Kirche und dann meist auch Deutschlands so geschmäht worden ist und fast täglich noch geschmäht wird wie Luther — ihnen zur Schmach, Luther zur Ehre —, so lebt als eine vierhundertjährige Gegenwart kein Mann so begeistert geliebt mit allen seinen Schwächen und so verehrt in allen Schichten und Richtungen unsers Volkes wie unser D. Martin Luther. Wem er als Kirchenmann nicht groß ist, dem ist er groß als deutscher Patriot und als geweihter, geistmächtiger Mensch. Alle Seiten unsers Lebens, einschließlich unsrer Sprache, hat Luthers Evangelium und seine gewaltige Persönlichkeit aus Christi Lebenstiefe umgeschaffen in Haus und Schule, in Kirche und Staat, in Wissenschaft und Kunst. Er hat die Ehe wieder in ihre Ehre eingesetzt und sie in Ehren wieder auch in das Pfarrhaus geführt. Und zu wie viel Großem und Schönem hat unsers Luther Gestalt nicht schon auch unsre Künstler begeistert, obwohl der Bauernsohn nicht viel äußre Schöne hatte im Sinne griechischer Schönheit. Sie war und ist innerlich groß und geistig schön, und wir hoffen zu Gott, auch diese Statue wird dies einst schauen lassen. Luther ist der Bahnbrecher geworden einer neuen weltgeschichtlichen Zeit — der Zeit, in der wir stehn und streben, und wahrlich nicht zum geringsten der großen deutschen Zeit, in deren Herrlichkeit und Rüste wir miteinander stehn.

Jeder Mann aus unserm Volke empfindet ihn so von früher Jugend an.

Wenn nichtsdestoweniger ich gerade versiegeln soll, was schon gesprochen worden, so kann der Grund nur ein dreifacher sein. Zum ersten: bei allem Geiste des Friedens und der Einigung, der in mir ist auch meinen katholischen Mitbürgern gegenüber, unter denen ich gar manchen lieben Freund habe und gar manchen wahrhaft Frommen kenne, so glüht doch in mir etwas von Luthers heiligem Zorn gegen die Verkehrung des Christentums der Schrift in halbes Heidentum, gegen die Veräußerlichung und Unwahrheit, die gesteigert und organisirt durch den Jesuitenorden seit und nach Luthers Zeit die ultramontane Kirche durchseucht und von je bis heute feind gewesen ist, innen und außen, der Freiheit des Gewissens, der echten, nur durch die Wahrheit gebundnen Wissenschaft, dem deutschen Volk und Wesen, ja dem germanischen Geiste überhaupt. Das Papsttum ist eine fremdländische, vaterlandslose, romanische Institution, es versteht das deutsche Wesen nicht und darum auch Luther nicht, hat es nie verstanden und wird es nie verstehn. Mag es uns stark dünken, selbst im Ausdrucke der Zeit vor dreihundert Jahren, und in Wahrheit auch zu stark sein, wenn Luther nur

ein Jahr vor seinem Tode sein gewaltiges Buch schrieb: „Wider das Papsttum zu Rom vom Teufel gestiftet“: es ist doch nur das begreifliche Schlußwort zu seinem Leben voll Kampf gegen Rom; es ist doch nur Ausdruck des heiligen Zornes, mit dem seine Seele erfüllt war gegen die, welche Christo, unserm alleinigen Erlöser und Herrn, die Ehre raubten und sie an sich und ihre selbstgemachten Heiligen rissen. Wie hat er hier in seiner stillen frommen Kindheit, in dem damals von Mönchswesen und Klerisei überfüllten Städtchen, dann in der Klosterzelle zu Erfurt, ja in Rom selbst, als er die neulich von mir mit tiefem Ekel gesehne scala sancta dort auf seinen Knieen hinaufrutschte, und noch lange, nachdem er gegen die Mißbräuche Roms aufgetreten war, aufrichtig den Frieden mit dem Papste und mit der römischen Kirche gesucht! Ihr gehörten ja in seiner noch finstern Zeit seine Gelübde, und in ihr verehrte er immer so gern seine heilige Mutter. Aber sein Gewissen brach durch, das religiöse und das sittliche. Gottgeweihte Männer wie er können eben nichts gegen die Wahrheit, sondern alles nur für die Wahrheit. Die wahre Gottesfurcht weiß nichts von Furcht, denn sie sucht nichts für sich und fürchtet nichts für sich. Sie schreibt an den eignen Landesfürsten, der zagt und strauchelt, wie Luther, von der Wartburg kommend, an Kurfürst Friedrich den Weisen, seinen edlen und, wie es schien, fast einzigen Beschützer schrieb:

Ich komme gen Wittenberg in gar viel höherm Schutze als in dem Schutze Euer Kurf. Gnaden, und ich will sie schützen, wo Not — ich will gen Wittenberg kommen, und wenn es neun Tage eitel Herzog Georg regnen sollte [seinen grimmigsten Feind].

Sie singt nicht bloß, sondern sie lebt, tausendmal und täglich zum Tode für ihres Glaubens Gewißheit bereit, was unser Luther sang:

Nehmen sie uns den Leib,
Gut, Ehr, Kind und Weib,
Laß fahren dahin,
Sie habens kein Gewinn,
Das Reich muß uns doch bleiben.

Wie oft singen wir das, teure Freunde, und fühlen dabei doch kaum flüchtig die wunderbare, unbesiegliche Kraft, die allein so singen und leben konnte. Es fehlt jetzt Tausenden, ja Millionen evangelischer Christen, namentlich unter den Gebildeten, die evangelische Entschiedenheit, die evangelische Bekenntnisfreudigkeit; sie fürchten sich vor der „Polemik“, aus der doch notgedrungen Luthers Leben gewoben war und die uns geboren hat; sie nehmen in Sicherheit und Gedankenlosigkeit die Güter der evangelischen Freiheit und Wahrheit, Gesittung und Bildung hin, die durch der Väter Glaubenstreue und Märtyrertum ihnen erobert sind, die nur erhalten werden können durch die gleiche Tapferkeit, und die sie selber erachten als ihre höchsten Güter. Sie sehen nicht, daß kaum eine Zeit war, wo wir gegenüber den Anläufen und Praktiken Roms im Propagandiren, vor allem auch in Thüringen mit seinen jetzt wohl mehr als 68 katholischen Missionsstationen, in der unwürdigen Hetzjagd der gemischten Ehen und sonst, mehr Grund gehabt hätten, wachsam zu sein und zu hören auf den Ruf: „Halte, was du hast, daß dir niemand deine Krone nehme.“ Niemals, auch nicht in der Zeit des Tetzelschen Ablaßkrames, ist vornehmlich das deutsche Volk materiell und geistig so ausgebeutet worden, als zu dieser Zeit der auch von deutschem Golde überfluteten Papstjubiläen. Man sagte mir in Rom: Wir haben jetzt im Vatikan dreißig Millionen Lire allein in Gold liegen; wir zählen gar nicht mehr, wir wiegen nur. Und niemals ist unser deutsches Volk, und nicht bloß dieses, so rastlos um Roms willen und auf Parole von dort in den innern Hader gehetzt worden, wie zu dieser Zeit. Die Versammlungen zu Bochum und eben jetzt zu München haben es wieder gezeigt! Wer ist so kurzsichtig zu glauben, daß jene weltklugen Männer, die die Welt mit dem organisirten Geschrei nach Wiederherstellung des verrottet gewesenen Kirchenstaates erfüllen und die Schule in ihre Gewalt zurückfordern, so thöricht sind, zu meinen, daß sie das erreichen könnten auf den Wegen des Friedens, und daß sie nicht sähen: erst müßte der äußere Weltfriede gebrochen, erst müßten Ströme von Blut ohne gleichen in der Weltgeschichte vergossen werden, ehe erreicht werden könnte, was sie träumen und fordern. Aber es macht ihnen nichts, wenn nur ihre auf die Herrschaft gerichteten Gedanken Befriedigung finden. Und leider setzen sie nicht ohne Erfolg noch immer voraus, daß für die versagten unmöglichen Forderungen doch andre Konzessionen zunächst und ohne Gegenkonzession erreicht werden. Luthers Zorn glühte auf ob des Raubes an Christi Ehre: wie würde er aufglühen, wenn er den Raub an Gottes Ehre selber erlebt hätte, den das Dogma von der angeblichen Unfehlbarkeit eines sündigen schwachen Menschen an dem allein unfehlbaren Gotte begeht! Und wir sind sicher und kühl, rufen Friede, Friede! wo doch kein Friede ist, und sehen den Feind nicht, der in Schrift, Wort und That täglich uns angreift und dazu sich stellt, wie jüngst, als ob er überfließe von Friedensgedanken, als ob er sich wundre und ein Recht habe darüber zu klagen, wenn wir endlich uns wehren und endlich auch uns organisiren zu energischer Abwehr — sie legen „Protest“ ein, wenn ein ehrwürdiger, um sein ganzes Gemeinwesen hoch verdienter Bürgermeister (Danzigs), der zugleich zum Frieden ruft auch mit den katholischen Bürgern jener Stadt, redet und zeugt gemäß der Wahrheit und Geschichte wie die altprotestantischen Bürgermeister der altprotestantischen Hansestadt!

Auch der Gedanke dieses Lutherstandbildes ist zuerst entzündet worden an einem öffentlichen Akte katholischer Unduldsamkeit! Und der Mann lebt noch unter uns, der damals und deshalb zuerst diesen Gedanken gefaßt. Er hat erst neuerdings wieder nicht bloß diese Stadt, sondern weit über sie hinausragende Kreise für seine hochherzige, großartige Wohlthätigkeit mit Dank erfüllt.

Den Kämpfer Luther muß verstehen, wer Luther verstehen und in Wahrheit Lutheraner sein will. In der Abwehr Roms können und müssen alle evangelischen Christen zusammenstehen, oder wir sind keine lebendigen evangelischen Christen, am wenigsten Lutheraner! Ich denke das auch zu sein wie nur einer!

Zum zweiten aber: Rom ist zu klein, um unsre Begeisterung für Luther zu erschöpfen. Man weiß es, daß auch meine Begeisterung für ihn sich nicht in seiner Polemik erschöpft. Ein Wort darüber wird nach dem schon Gesagten hier genügen. Den ganzen gottbegnadeten Mann wollen wir in dem Standbilde hier ehren, — den Mann, der das Heil in Christo, Gottes Sohne, allein wieder auf den Leuchter stellte, den Mann, der selber aus unsers Volkes Mitte und Mark hervorging und dessen tiefste Eigenart persönlich uns vor Augen bringt wie kein andrer, den Mann, der selber voll reichen, kindlichen Gemütes war, der hier in Eisenach, seiner „lieben Stadt,“ zum erstenmale ein freundliches Heim häuslicher Liebe und geweihten Familienlebens fand, der hier zuerst durch einen Trebonius und — den er selber mehr noch hervorhebt — durch einen Wigand in die Anfänge der klassischen Sprachen und Studien eingeführt wurde, die er durch sein Leben hochgehalten hat.

Eine Schuld tragen wir ab, wenn wir endlich auch in dieser Stadt, da man zusammenkommt aus der Welt und Tausende und Abertausende im Vorbeiziehn an seinem Standbilde sich erbauen werden, am Fuße der Wartburg, von der her Luther seine Kirchenpostille und seine Bibelübersetzung dem deutschen Volke schenkte, der noch in sich verschlossenen Knospe, dem werdenden und dann gewordnen Luther, ein Denkmal errichten. Das späte Werk ist ein Bußwerk der evangelischen Kirche.

Und zum dritten: meine Freude ist es, daß ich ein klein wenig doch zur Verwirklichung dieses Denkmals habe beitragen dürfen, und nicht bloß durch meine Unterschrift zu dem Aufrufe des Denkmalskomitees.

Wie ein Vorklang und eine Vorfeier war es, als die gesegnete Hauptversammlung des Gustav-Adolf-Vereins in der benachbarten Lutherstadt Erfurt, die durch die Energie eifriger Männer auch ihr Luther-Denkmal hat und diesen Monat noch enthüllt, 1876 zur Nachfeier wie selbstverständlich hierher, auf die Wartburg ihren Fuß setzte. Es war schon damals ein feierlicher Moment, als wir auf der Wartburg in der kleinen Lutherkapelle uns zusammendrängten und, ergriffen von dem Orte, alle das Bedürfnis fühlten, ein Wort, ein Lutherwort an dieser Stelle zu hören. Von allen gedrängt, habe ich es da-

mals, mir unvergeßlich, dort zu bringen gesucht im Anschlusse an mein Lieblingswort Luthers: „In meinem Herzen herrschet allein und soll herrschen dieser einige Artikel: Jesus Christus, welcher aller meiner geistlichen und göttlichen Gedanken, so ich immerdar bei Tag und Nacht haben mag, der einige Anfang, Mittel und Ende ist.“ Das ist — mit Zuversicht darf ich es sagen — auch unser aller Bekenntnis und Gebet! Dies Wort des Reformators müssen sie stehen lassen wie so viele ähnliche, wenn sie das arme katholische Volk durch die Versicherung zu bethören suchen, daß wir Evangelischen keinen Glauben haben, keinen Glauben an Christum, ja keinen Glauben an Gott!

Und wenige Jahre darauf 1885 tagte die Hauptversammlung des Gustav-Adolf-Vereins in Eisenach selbst. Niemandem, der damals die schönen Tage mit durchlebte, werden sie je aus der dankbaren Seele schwinden. Nach treuer Arbeit erhoben wir uns damals hier an den herrlichen Lutherbildern und deren dichterischem Geleit, wie wir diesmal wieder Luthers Gestalt an uns sollen vorüberziehen sehen, und deren Vorführung schon so viel auch zu diesem Denkmale hat beisteuern können. An den bedeutsamen Bildern damals hier hat sich sicher der schöne Gedanke entzündet, der uns jüngst auf der ebenfalls reich gesegneten Hauptversammlung in dem altehrwürdigen Danzig Reformationsbilder aus der Kirchengeschichte Westpreußens und seiner entsetzlichen Kämpfe mit Roms Unduldsamkeit und Gewalt vorführte. Was helfen „Proteste“ gegen die Wahrheit?

Und dann zogen wir zum Schlusse der Feier auf die Wartburg, wie wir es wieder thun werden. Als wir im Schloßhofe dort oben unter drohendem und dann losbrechendem Wetter und bald darauf unter dem Regenbogen des Friedens Gottes, der wie ein Gruß von oben sich über der schönen Landschaft wölbte, versammelt waren, Kopf an Kopf, da haben wir von Luthers Geist umschwebt eine Feier gehabt, wie sie ergreifender nicht erfahren werden kann. Im Handumdrehen waren an ihrem Schlusse von freiwilligen Sammlern 1000 Mark für das Denkmal gesammelt, dessen Grundstein wir nun gelegt haben. Die kleine, damals zusammengebrachte Summe hat sich auf etwa 40000 Mark erhöht. Unsre Luthergeburtstagsfeier am letzten 10. November hier in der St. Georgskirche hat, obwohl nur von Eisenach veranstaltet, besucht und gefeiert, allein den seltnen schönen Ertrag von zwischen 17—1800 Mark gebracht. Wir glauben freilich zu wissen, durch welche edle Hand vornehmlich dies erreicht worden ist. Und die herrlichen Gesänge trugen uns damals wie heute, wesentlich unter derselben für Sachen der Kirche stets opferfreudigen Leitung. — Aber die Lutherstadt Eisenach muß ein würdiges Lutherdenkmal haben, zumal auf diesem schönen, von der Munifizenz der Stadt gewährten Platze. Wenigstens 60000 Mark werden erforderlich sein. Das ist für diese Stadt allein zu viel. Gaben aus ganz Deutschland sind schon zugeflossen. Laßt uns alle dafür sorgen an unserm Teile; das Herz unsers deutschen Volkes ist dafür warm. Als vor wenigen Wochen die von Danzig her noch gebliebnen Gustav-Adolf-Vereins-Männer auf der Marienburg in Ostpreußen versammelt waren, da schlug begeistert der Vorschlag ein, ein Scherflein für dieses Denkmal hierher zu senden und, was mehr bedeuten wollte, telegraphisch einen geistigen Gruß „von der Marienburg an die Wartburg“ — von der Stätte aus, wo auf Luthers Rat das weltliche Fürstentum Preußen und damit nach Gottes Fügung Deutschland entstand, an die Stätte hier, die kirchlich gemessen reichlich dieselbe welthistorische Bedeutung hat.

So habt Dank, ihr lieben Eisenacher, daß ihr das Werk in die Hand genommen und bis hierher geführt habt. Seid getrost, Gott wird zum Ziele helfen. Und sind zum würdigen Erreichen 60000, ja 80000 und selbst 100000 Mark notwendig, sie werden euch kommen bei geduldigem, glaubensfröhlichem Rufen aus unsers deutsch-evangelischen Volkes Luther-Liebe. Halten wir selber nur Luther-Treue: Männer des Friedens unter uns und, soweit der geistige Kampf es möglich macht, Männer des Friedens auch mit unsern katholischen Brüdern, aber auch gerüstet allezeit und überall zu heiligem Ritterdienste — in uns selber vor allem, aber wo er draußen gefährdet ist, zu Schutz und Trutz für unsern evangelischen Glauben! Luther hat gesagt: „Einer der glaubt, jagt Tausende“: er hat sie gejagt und wird sie weiter jagen, wenn wir Treue halten!

Dazu segne Gott auch diese Tage und dieses Werk! Amen.

Verschiednes

(Die siebente Resolution der dritten Hauptversammlung des Evangelischen Bundes in Eisenach) über die Sperrgelderfrage, die wir unsern Lesern noch mitzuteilen schuldig sind, lautet in ihrer verbesserten Fassung wie folgt:

„Es verlautet, daß die während der Einstellung der Leistungen aus Staatsmitteln für die römisch-katholischen Bistümer und Geistlichen Preußens aufgesammelten Gelder im Betrage von etwa sechzehn Millionen Mark an die römische Kirche ausgezahlt werden sollen, obwohl nach dem Gesetze vom 22. April 1875 und dessen Motiven eine rechtliche oder auch nur moralische Verpflichtung dazu nicht anerkannt ist.

Da der Wortlaut der in Aussicht stehenden Gesetzesvorlage nicht bekannt ist, läßt sich ein abschließendes Urteil noch nicht fällen.

Die dritte General-Versammlung des Evangelischen Bundes stellt es jedoch schon jetzt der Erwägung der entscheidenden Instanzen anheim, ob es geraten ist, diese bedeutende Summe von „Staatsgeldern“ den Leitern einer Kirche zu überweisen, welche auf allen Gebieten auf Eroberung bedacht stets entweder ein offner Gegner oder doch nur ein unzuverlässiger Verbündeter des Staates gewesen ist und sich im Augenblicke rüstet, einen neuen Kampf mit dem Staat um die Herrschaft in der Schule zu beginnen.

Diese finanzielle Stärkung derselben wäre umso verhängnisvoller, als der preußischen Landeskirche nur in verhältnismäßig geringem Prozentsatze Staatsgelder zufließen und die Verheißung einer reichlichern Ausstattung der Mittel für ihre Bedürfnisse noch immer der Erfüllung wartet.“ P G

(Feier von Luthers Geburtstag) Angesichts der nahe bevorstehenden Wiederkehr von Luthers Geburtstag möge an zwei treffliche Schriften von Albrecht Thoma erinnert werden. „Die Lutherfeier in der Schule“ 30 Pfg., und „Vesper oder liturgische Andacht am Lutherfest“ 20 Pfg. (Verlag von J. J. Reiff, Karlsruhe). Die Grundlage beider Schriftchen ist eine kurze für die Schule, beziehentlich Gemeinde, berechnete Darstellung von Luthers Leben in einzelnen Abschnitten, die von passenden Liedern und Gedichten, Gemeindegesängen, Chören, Solis und Gebeten begleitet sind. Die meisten Choräle und Chöre, wie auch einige Soli der „Vesper“ sind Lieder Luthers, der Prosatext meist nach Lutherworten, die Gebete von Melanchthon. F J

Verantwortlicher Herausgeber:
Pfarrer Lic. Martin Rade in Schönbach bei Löbau in Sachsen.

Anzeigen

Cand. theol. mit absolvirtem Seminarkursus sucht zu sofort eine Stelle als Vikar. Offerten sub **A. P.** durch die Expedition dieses Blattes.

Jahresversammlung
der Diasporakonferenz zu Frankfurt a. M.
am 13. und 14. November 1889

I. Oeffentliche Versammlung
Mittwoch, den 13. November pünktlich um 7½ Uhr abends
im Saale des großen Zimmerhofes,
Großer Hirschgraben Nr. 13.

Vorträge

1. Ansprache des Vorsitzenden Generalsuperintendent Dr. Trautvetter. „Was wir wollen.“
2. Die evangelische Kirche in Rußland.
Konsistorialrat D. Dalton.
3. Die kirchliche Versorgung der Deutschen in Südafrika außerhalb der alten Kapkolonie.
Missionssuperintendent Merensky.
4. Predigtreise im fernen Westen Nordamerikas, von Puget-Sound am stillen Ozean bis nach Utah.
Pastor Dr. Borchardt Schriftführer der Konferenz.

II. Spezialkonferenz der Mitglieder,
an welcher auch Nichtmitglieder Teil nehmen können, findet
Donnerstag, den 14. November früh 9 Uhr
im evangelischen Hospiz, Buchgasse 1, statt.

Es wird daselbst über den Druck des Jahrbuches, kirchliche Versorgung der Deutschen im fernen Westen Nordamerikas, über die Verwendung der heimischen Kandidaten im Dienste der ausländischen Diaspora u. a. m. beraten werden.

Den Kassenbericht wird Superintendent Dr. Reinick erstatten.

Die Mitglieder des Vorstandes und auswärtige Vereinsgenossen werden gebeten im evangelischen Hospiz, Buchgasse 1, zu Frankfurt a. M. abzusteigen und sich vorher bei dem Hausverwalter Damm daselbst anzumelden.

Daselbst findet auch am Donnerstag Mittag 1 Uhr ein einfaches gemeinsames Mittagessen statt.

Der Vorstand der Diaspora-Konferenz.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig